

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

Nichtplatz des Ortes, auf dem sich der Galgen drohend abhob. Rasch sprang er auf und wollte seinen Weg fortsetzen, da die abendlichen Schatten sich inzwischen schon tiefer gesenkt hatten, als von fernher eine helle Glockenstimme anhub, zur Abendandacht zu läuten. Ein wunderbares, klingendes Summen erfüllte die Luft, als alsbald die Glocken der ungezählten Dörfer und Dörfchen in den Bergen und der Ebene einfielen. Wie ein Meer von Tönen wogte es um ihn her. Seine Miene heiterte sich zusehends auf. Das bald tiefe, bald helle Klingen, dann Durcheinanderwogen der ehernen Rufe schien ihm eine frohe Botschaft zu sein.

Nein, er als ehrfamer Handwerksmeister, auf dem kein Makel ruhte, durfte seine Augen ruhig zu der schönen Schultheisentochter erheben. Frommen Sinnes zog Kunrad jetzt den Hut und verrichtete gläubig seine Andacht, um dann noch eine Weile versunken der frohen Verheißung zu lauschen. —

Näh fuhr er aus seinen Träumen empor, als ein eiliger Schritt an sein Ohr schlug. Eine schlank Frauengestalt erschien just an der Wegebiegung und näherte sich rasch. Und da, — durfte er seinen Augen trauen? „Maria!“ brach ein lauter Freudenjubel aus seinem Innern empor. Ja, sie war es, der noch eben seine Gedanken gegolten hatten. „Du bist's Kunrad?“ In freudiger Aufwallung reichten sie sich die Hände und sahen sich glückstrahlend in die Augen.

Ihr Heiligen, war das Mädchen schön geworden! Ebenmäßig und schlank straffte sich ihr Körper empor, auf dem ein von schweren, blonden Flechten umrahmtes Köpfchen saß.

„Maria, du bringst mir den ersten Gruß der Heimat. Es soll eine frohe Vorbedeutung für mich sein.“

„Sei willkommen, Kunrad! Möge deiner Heimkehr die Gnade des Himmels zu teil werden.“

Warm und herzlich hatte sie diese Worte gesprochen, doch jetzt entzog sie ihm wie erschrocken rasch ihre Rechte und ein scheues Erröten überflog ihr schönes Gesicht. Kunrads Brust beschlich eine seltsame Bangigkeit. Bekommen schritten sie dem nun fast ganz in abendliche Schatten gehüllten Orte zu. Nun, da er das geliebte Mädchen so nahe bei sich wußte, verschlug ihm die Rede. Je mehr er sich aber in die Betrachtung der lieblichen Züge Marias verlenkte, desto mehr ahnte ihm, daß sie an einem geheimen Kummer leiden müsse. Als aber die Geliebte ihm nun mit leiser, oft stockender Stimme erzählte, daß sie bei den frommen Schwestern im St. Odilienkloster geweilt habe, von denen sie jetzt zurückkehre, wurde seine trübe Ahnung zur Gewißheit. Maria hatte sicherlich dort in der stillen Klosterkirche inbrünstig zur Himmelkönigin gebetet, ihr heimliches Leid ihr zu Füßen gelegt und um Trost gesleht. Kannte er doch ihren frommen Sinn, der sich während ihrer Erziehung bei den Klosterschwestern so schön entfaltet hatte.

Als sie die Zugbrücke überschritten, rief ihm der alte Torwärtel Heinrich, dessen biederer Gesicht noch saltenreicher geworden war, ein ehrlich gemeintes: „Grüß Gott, Kunrad!“ zu. Bald nahmen sie die altvertrauten Gassen auf, wo die Menschen, die erquickende Kühle des Abends genießend, lachend und plaudernd vor den Türen saßen und manches frohe Wort der Begrüßung flog dem jungen Manne zu. Selbst die Häuser mit ihren überhangenden Stockwerken schienen ihm freundlich zuzuwinken, und der alte Marktbrunnen dort ließ noch immer sein fröhliches Geplätscher hören. Die Nacht war mittlerweile ganz herabgesunken. Das silberne Mondlicht um-

spielte die Wetterfahnen, Schornsteine und Dächer und zeichnete deren Umrisse scharf auf dem holperigen Steinpflaster der Straßen ab. Jetzt erhellten sich einzelne Fenster und schienen mit dem Glanz des Himmelkörpers weiteifern zu wollen. Aus den Schänken und Zunftstuben schallten Gesang und Lauterklänge, das Gelächter froher Menschen heraus, die nach heißer Tagesarbeit den vollen Weinbecher kreisen ließen. Fürwahr, ein lustiger und doch tüchtiger Menschenschlag verbrachte hier seine Tage, stark in der Arbeit, froh-bescheiden im Genuß!

Ein trauliches Gefühl des Geborgen-seins überkam Kunrad. Seine Knabenjahre zogen an seinem Auge vorüber, und er gedachte der Stunden, wo das neben ihm schreitende Mädchen seine jugendlichen Spiele geteilt hatte. Schon als Kind hatte die stille, blonde Maria einen guten Einfluß auf den wilden Jungen ausgeübt, ihr allein gab er nach, sie allein konnte ihn nach Belieben lenken. Jetzt fühlte er deutlicher als je, was sie ihm war, und daß sie die Seine werden müsse. Jeder Augenblick des kurzen Beisammenseins hatte seine Liebe zu ihr mächtiger aufflammen lassen. Er wußte, daß sich sein Schicksal schon entschieden hatte. Kein anderes Weib würde er lieben können, nur sie, die Einzige. Jeden Widerstand, der sich ihm bieten sollte, würde er zerbrechen. Seine stürmische Natur bäumte sich auf bei dem Gedanken, daß man ihn zurückweisen, daß Maria das Weib eines anderen werden könnte.

Unterdesen waren sie am Hause des Schultheisen angelangt und Kunrad verabschiedete sich von dem Mädchen. Er hatte wohl gesehen, wie gerade in demselben Augenblick dort eine Gestalt zu Vierde stieg, um eilends davonzutreten, bemerkte aber nicht den stehenden Blick, der für eine kurze Weile auf ihm haftete. Es war der Straßburger Ratschreiber Dietrich gewesen. Das Mädchen verschwand in der

Türe und Kunrad eilte nun nach Hause zu Mutter und Schwester, nicht ohne Maria ein zärtliches „auf baldiges Wiedersehen!“ nachgerufen und ihr lange nachgeblickt zu haben. Kunrad war es auch entgangen, daß an einem der Fenster der Schultheiß gestanden und mit finsterner Miene sie beide beobachtet hatte.

Maria trat in ihres Vaters Zimmer, um ihm einen guten Abend zu wünschen. Der mürrische Mann schien ihren Gruß vollkommen überhört zu haben.

„Maria“, — seine Stimme klang wie fernes Wettergrollen. — „Maria, weshalb lehrst du erst jetzt zurück? Hatte ich dir nicht befohlen, frühzeitig wieder hier zu sein? Weshalb übertrittst du das väterliche Gebot?“

„Vater,“ erwiderte Maria leise, „vergebt, ich weiß, ich bin schuldig. Aber, seht, der Tag bei den frommen Schwestern war so schön, daß mir die Trennung von ihnen schwer fiel. Verzeiht deshalb die Verspätung.“

„Schweig!“ rief der Schultheiß. „meinst du denn, ich hätte nicht schon lange beobachtet, daß du unsern Gast, den Ratschreiber, meidest? Anstatt, daß du hier weiltest, wie es deine Pflicht wäre, bleibst du bis zu sinkenden Nacht fern vom Hause, und läßt dich dann von irgend einem jungen Sausewind vor die Türe begleiten!“

„Vater, ich bitte euch, seid nicht böse. Es war der junge Kunrad Giesebrecht, der heute erst von seiner Wanderschaft wieder nach Hause gekehrt ist.“

„Was will dieser Betteljunge von dir? Achtest du so deine Herkunft, deine gute Familie, daß du dich mit jedem hergelaufenen Burischen einläßt? Weißt du denn nicht, daß diese Leute tief unter dir stehen?“

„Vater,“ entgegnete die Tochter mit sanftem Vorwurf, „sind es nicht ehrsame, rechtschaffene Menschen, mit denen Umgang zu pflegen kein Fürst sich zu scheuen brauchte und dann, sind wir nicht vor Gott alle gleich?“

„Narrenpoffen“, fuhr der Schultheiß wütend auf, „leben wir hier auf der Erde oder schon im Himmel? Oder willst du damit beginnen, uns den Himmel auf die Erde zu bringen? Dann fange zuerst damit an, die Menschen zu Engeln zu machen. Ich fürchte nur, du wirst nicht viel Ergebnisse erzielen. „Sieh, Maria“, fuhr er etwas ruhiger fort, „ich will nur dein Bestes; wir leben ein langes Leben auf dieser Welt. Wer weiß, was nachher kommt. Ich stehe fest mit beiden Füßen auf dieser Erde; die Freuden, die uns im Jenseits erwarten sollen, sind mir zu unsicher, als daß ich auf alles verzichtete, was sich uns hier bietet. Und so denke ich mir auch nur dein Glück. Der Ratschreiber Dietrich hat um deine Hand angehalten, ich habe ihm natürlich geantwortet, daß es mir eine Ehre sein werde, ihn zum Eidam zu bekommen. Du wirst ein glänzendes Leben führen können. Du wirst beneidet werden von deinen Altersgenossen. Ich denke, du bist deinem Vater von Herzen dankbar, daß er dir deine Zukunft so schön und angenehm gestalten will.“

Aus Marias Wangen war bei diesen Worten alles Blut gewichen. Zitternd tastete sie nach der Lehne eines der hohen Stühle, um sich zu stützen. Die Worte des Vaters hatten sie wie ein Donnererschlag getroffen.

„Vater“, entgegnete sie mit flehender Stimme, „das kann euer Ernst nicht sein. Verachtet ihr so die Lehren unseres Erlösers, gelten euch seine Verheißungen so wenig? Hat er nicht um des Jenseits willen, um aller Menschen willen, sein Leben in Armut und Entbehrungen verbracht? Fürchtet ihr nicht für das Heil eurer Seele? Was hilft euch aller irdische Glanz, wenn ihr der ewigen Verdammnis anheimfallt? Ich trachte nicht nach den vergänglichen Gütern dieser Welt! Niemals könnt ihr so grausam sein, eure Tochter an den Ratschreiber zu verkaufen. Bei dem Andenken an unsre

teure Entschlafene, an meine Mutter, beschwöre ich euch: Laßt ab von euren Plänen, sie bringen euch keinen Segen!“

Maria war bei diesen Worten mit wie zum Gebet verschlungenen Händen auf ihren Vater zugetreten und versuchte ihm bittend ins Gesicht zu blicken.

Ihre Entgegnung hatte diesen jedoch so aufgebracht, daß er die Bittende unsanft zurückstieß: „Undankbare, aus meinen Augen! Du wagst es, dich meinem Willen zu widersetzen? Ich werde deinen Troß brechen! Geh jetzt sofort auf deine Kammer. Ich werde dir einige Tage Bedenkzeit lassen, ob du mir gehorchen willst oder nicht. Bis dahin erdreiste dich nicht, dich vor mir sehen zu lassen. Hinaus!“

Mit gebieterischer Handbewegung zeigte er gegen die Türe, und Maria ging leise weinend von dannen. — In ihrem Zimmer kniete sie auf den Betstuhl nieder und flehte die Hilfe des Himmels in langem, inbrünstigem Gebete herab. Nach einer Weile stand sie auf, trat an das Fenster, in dessen Buhenscheiben sich das Mondlicht in vielfarbigem Widerschein spiegelnd brach, öffnete es und blickte in die ruhige, glanzverklärte Sommernacht hinaus. Sie gedachte ihrer teuren, entschlafenen Mutter. Wie fehlte sie ihr jetzt! Allein mußte sie den Kampf mit dem harten Vater durchfechten. Denn trotz aller kindlichen Ehrfurcht vor dem Vater war ihr schon jetzt klar, daß sie niemals seinen Wunsch bezüglich des Ratschreibers würde erfüllen können. Ihre Gedanken flogen zu Kunrad, sie sah dessen liebes Gesicht deutlich vor sich. Nie wollte sie einem anderen Manne zu eigen sein. Daß er sie liebte, war ihr seit heute Abend klar. Mit dem Scharfsinn des Weibes hatte sie seine Neigung auf den ersten Blick erkannt. Sollte die Vorsehung ihr das Glück, Kunrad für immer anzugehören, versagt haben, nun, dann wollte sie sich

eine andere Zuflucht suchen, dann würde sie — den Schleier nehmen!

Ihr Blick suchte die Berge. Ja, dort drüben, dort in dem Kloster der heiligen Odilia, wollte sie die Braut des Himmels werden, dorthin würde sie sich vor den unerbittlich harten Stürmen des Lebens flüchten. In dem waldumfriedeten, stillen Erdenwinkel wollte sie dann alle die schönen Träume von Liebe und Glück begraben und ganz in Gott leben. „Allgütige Vorsehung“, murmelte sie und erhob ihre Augen nach dem Himmel, an dem die Gestirne in erhabener Reinheit funkelten, „sei mir gnädig. Doch nicht mein, sondern Dein Wille geschehe.“

**

Kunrad hatte mit Mutter und Schwester ein frohes Wiedersehen verlebt. Auch der biedere Bernhard bot ihm einen herzlichen Willkommengruß. Jetzt war der junge Meister wieder da, zwei kräftige Arme mehr in der Werkstatt. Eine ganze Reihe von Arbeitsaufträgen war vorhanden, darunter die Lieferung eines schmiedeeisernen Lozes für die nahegelegene Benediktinerabtei. Wie freute sich der brave Bernhard, wieder einen Berater, einen Freund und vielleicht gar bald einen — Schwäher zur Seite zu haben. Er hatte eine tiefe Zuneigung für Kunrads Schwester Odilia gefaßt. Seine Liebe wurde erwidert, dessen war er gewiß. Nun war ihre dauernde Verbindung wohl gar bald in greifbare Nähe gerückt. Bernhard kannte die Gesinnung Kunrads zu genau, um nicht zu wissen, daß dieser gerade ihn freudig als Schwäher begrüßen würde.

So malte er sich die Zukunft in den freudigsten Farben aus.

Kunrad plauderte in seiner offenen und herzlichen Art von seinen Wanderfahrten. Glücklich hing die Mutter, mit liebevollem Blick die Schwester an seinem Munde. Welch schmucker, junger Mann war er doch geworden! Für-

wahr, jedes Mädchen konnte stolz sein, wenn er es zu seinem Gemahl erwählte.

Bald hatten die Frauen herausgehört, daß Kunrads Herz sich schon entschieden hatte. Als sie jedoch den Namen des Gegenstandes seiner Neigung erfuhren, wurden ihre Mienen ernst und nachdenklich. Durch ihre ausweichenden Antworten argwöhnisch gemacht, beschloß Kunrad, seine Sache sobald als möglich zur Entscheidung zu bringen und bei dem Vater Marias in aller Form um ihre Hand anzuhalten. Vorher wollte er aber der Geliebten sein Herz erschließen und sie fragen, ob sie seine Zuneigung erwidere. Hatte er erst ihr Jawort, dann sollte ihm niemand sein Glück rauben können. Er kannte kein Zaudern, wenn er einen Entschluß gefaßt hatte. Jedes Zögern war seiner stürmischen und etwas heftigen Art in der Seele verhaßt.

Schon der nächste Tag war seinem Vorhaben günstig. Maria hatte die Abwesenheit ihres Vaters benützt, um ihre Freundin Odilia zu besuchen. Vielleicht war auch die geheime, uneingestandene Nebenabsicht dabei mitbestimmend gewesen, Kunrad sehen und einige Worte mit ihm tauschen zu können.

Odilia war mit der Mutter ausgegangen, und so traf Maria den jungen Meister allein zu Hause. Die herzlichen Bitten Kunrads bewogen sie, zu verweilen und ihm Gehör zu schenken... Die Liebenden verbrachten selige Augenblicke — leider sollten es die einzigen ihres Lebens gewesen sein...

Kunrad teilte der Geliebten nichts von seinem Vorsatz mit, bei dem Vater um ihre Hand anzuhalten. Vielleicht fürchtete er, daß sie ihn wankend machen oder ihn gar von der Ausföhrung seines Planes abhalten würde.

An einem der darauffolgenden Tage begab er sich klopfenden Herzens auf den Weg zum Schultheißen. Manches Mädchenauge blickte dem jungen Manne verlangend nach, der in seinem Feiertagsgewand so stattlich ausah.

Ein ihm unerklärbares Gefühl wollte ihn unterwegs beschleichen. Es war ihm, als ob eine innere Stimme ihn warne, als ob sie ihm zuzusüstern schien: „Tu's nicht, tu's nicht!“ ...

Der Schultheiß saß in seinem Zimmer und maß den Eintretenden mit hochmütiger Miene von oben bis unten.

Als Kunrad seine Bitte in wohlgefeßten Worten vorgetragen hatte, brach der Schultheiß in höhnisches Gelächter aus:

„Was sagt ihr da? Meine Tochter soll ich euch zum Weibe geben? Ihr seid wohl nicht recht bei Troste? Nein, nein! Schlagt euch das aus dem Kopfe! Maria wird niemals das Weib eines Schlossers, so wahr ich Schultheiß bin.“

Dem jungen Manne stieg die Zornesröte ins Gesicht: „Herr Schultheiß, mein Stand ist ein ebenso ehrenwerter wie der eure. Wohl weiß ich, daß ihr mit eurer Tochter hochfahrende Pläne im Kopfe habt. Doch seht, Maria liebt mich und wird an der Seite eines anderen Manne nie glücklich werden.“

„Behaltet eure Ratschläge für euch, junger Mann, und kümmert euch nicht um mein Tun, für das ich mir allein Rechenschaft schuldig bin.“

„Herr Schultheiß, habt ein Einsehen und denkt zuerst an das Lebensglück eures Kindes: Gebt mir Maria zum Weibe!“

„Nein, niemals!“

In der Seele Kunrads fing es an zu tochen: „Ist das euer letztes Wort, Herr Schultheiß?“

„Ja, mein letztes!“

Jetzt kannte der ehrliebe Zorn Kunrads über den hochfahrenden Manne vor ihm, der sich dem Glück zweier junger Menschen so in den Weg stemmte, keine Grenzen mehr. Er drohte ihm mit der geballten Faust und schrie: „Das wird euch noch gereuen, Herr Schultheiß! Verflucht sei euer stolzer Hochmut, er wird euch keinen Segen bringen!“

Der Schultheiß war vor Erregung

bleich geworden. Jetzt sprang er wütend auf und rief:

„Aus meinem Hause, ihr Junker Armut!“

**

Traurige Tage begannen für die Liebenden. Der Schultheiß untersagte seiner Tochter jeglichen Verkehr mit der Giesebrecht'schen Familie, ja mehr noch: Er hielt Maria in strengstem Gewahrsam. Die jungen Leute sahen sich nicht mehr. Kunrad suchte Trost und Vergessenheit in seiner Arbeit, was ihm aber nur zum Teil gelang. Stieg das Bild des Schultheißen in seiner Seele auf, dann wollte ihn der Zorn übermannen. Schwer lastete die ihm ange-tane Beleidigung auf ihm. Der hochmütige Mann stand seinem Glück im Wege. Kunrad ertappte sich bisweilen bei der Vorstellung, daß der Tod des Hochfahrenden eine Erlösung für ihn und Maria bedeuten würde: das Hindernis wäre dann beseitigt gewesen. Doch immer schüttelte er diese sträflichen Gedanken mit einer Gebärde des Abscheues von sich ab und wandte sich mit verdoppeltem Eifer seinen Arbeiten zu ...

Durch seinen außerordentlichen Fleiß war das Tor für die Benediktinerabtei fertiggestellt worden und Kunrad wollte es am nächsten Tage selbst an Ort und Stelle bringen. Er freute sich, den würdigen Abt und die frommen Brüder wiederzusehen. Als Kunrad sein Haus verließ, sah er den Schultheißen vorüberreiten. Die frühe Morgenstunde deutete darauf hin, daß dieser einen weiten Weg vor sich habe. Vermutlich eilte er zu seinen hochmögenden Freunden nach Straßburg, wo bei Becherklang und Freudenschmauß irgend ein Fest gefeiert werden sollte, von dem der Schultheiß erst in später Nacht nach Hause zurückkehren würde. Vielleicht auch — Kunrad fühlte bei diesem Gedanken eine eisige Kälte durch seinen Körper rinnen — würde sich das Schicksal Marias heute dort entscheiden,

vielleicht sollte sie heute dem Ratschreiber zugesprochen werden. Der junge Mann warf dem Davontrabenden einen zornsprühenden Blick nach und umklammerte unwillkürlich fester den großen Schmiedehammer, den er in der kräftigen, sehnigen Hand trug. Er erinnerte sich, daß ihm der fromme Abt früher einmal von dem Heidengotte Tor erzählt hatte, der einen sagenhaften Hammer durch die Lüfte geschleudert und ihn schmetternd auf die Erde habe niederfahren lassen, um seine Widersacher zu vernichten. Kunrad erschrak und bekreuzigte sich voll Scheu bei dem unchristlichen Einfall.

Der Abt empfing ihn auf das freundlichste. Bald war die Arbeit vollendet. Der würdige Mann zeigte sich sehr erfreut über das gelungene Kunstwerk und bat Kunrad, für heute sein Gast zu sein.

Die Nacht senkte ihren Mantel schon über das Land, als Kunrad die Abtei verließ. Noch in der Ferne hörte er den vielstimmigen Chorgesang der Brüder, die ihren Abendgottesdienst verrichteten. Feierlich, von getragenen Orgeltönen begleitet, glitt die Weise durch die köstliche Abendluft. Der Aufenthalt bei den frommen Männern hatte seinem erregten Gemüt wohlgetan. Kunrad wandte sich noch einmal zurück. Freundlicher Lichtschimmer erhellte die Fenster der Abtei und ein beruhigendes Gefühl durchzog seine Brust bei dem Anblick.

Dann machte er sich auf den Weg, seinem Heimatorte zu. Seine Gedanken flogen zu Maria. Er konnte es nicht fassen, unmöglich schien es ihm zu sein, vielleicht auf immer die Geliebte verlieren zu müssen.

Ja, wäre er reich, dann hätte er vielleicht Gnade vor den Augen des ehrgeizigen Mannes gefunden, der der Vater seiner Geliebten war.

Unterdessen erreichte er den im Dunkel versunkenen Wald und befand sich bald an der Wegkreuzung, wo die von

Strasbourg herführende Straße einmündete. Dabei fiel ihm ein, daß der Schultheiß wohl noch nicht zurückgekehrt war und erst in einigen Stunden hier vorbeikommen mußte.

**

Tiefe Nacht.... Finster ragt der Wald zu beiden Seiten des Weges empor. Nur verschwommen heben sich die Wipfel der Bäume gegen die hellere Tönung des bedeckten Himmels ab.... Die Natur schweigt wie in Erwartung schwerer Dinge... Fernes Wetterleuchten und irgendwoher ganz leises, fernes Donnernrollen in unendlichen Zwischenräumen.... Lastendes Schweigen liegt über dem Walde. Nur die langgezogenen Rufe eines Käuzchens sind vernehmbar...

Ein Reiter nähert sich auf dem von Strasbourg herführenden Wege. Undeutlich nur in schwärzlichem Grau ist die Straße zu erkennen. Vorsichtig, wie ängstlich fühlend, setzt das Pferd seine Hufe auf den Boden. Der Reiter — es ist der Schultheiß — sitzt träumend im Sattel. Der Zauber der schlafenden Natur gleitet spurlos an seinem verhärteten Sinne ab. Ehrgeizige Bilder erstehen vor seinem Auge. Heute hat er im Kreise der hohen Straßburger Herren gefessen und dem Ratschreiber endgültig die Hand seiner Tochter zugesagt. Bald soll die Hochzeit stattfinden. Er schwelgt förmlich in dem Gedanken, daß er nun bald durch verwandtschaftliche Bande mit einer der ersten Straßburger Patrizierfamilien verbunden sein wird. Er denkt an sein steigendes Ansehen bei seinen Mitbürgern, an Reichtum und Ehre. Ein glänzendes Geldgeschäft hat er heute außerdem noch abgeschlossen. Das leise Klirren der Goldstücke in seiner gefüllten Geldkassette tönt wie die lieblichste Musik in seinen Ohren. Er hat allen Grund, mit dem heutigen Tage sehr zufrieden zu sein.

Sein Pferd strauchelt und scheint vor irgend etwas zurückzusehen. Der

Schultheiß beachtet es nicht und gibt dem Tiere einen derben Schlag mit der Reitgerte über den Kopf, das ob der unverdienten Züchtigung wie wehklagend aufwiehert und sich zu bäumen versucht. Zitternd bleibt es stehen. Ein heftiger Sporenstoß in seine Weichen und ein lauter Fluch bringen es wieder vorwärts. Der Schultheiß versinkt erneut in sein Träumen....

Da gleitet plötzlich und unhörbar ein schwarzer Schatten an der Seite des Pferdes hin. Noch ehe der Schultheiß sein Schwert aus dem Gehänge lösen kann, fühlt er sich von einer sehnigen Hand gepackt und vom Pferde gerissen. Im Niederfallen schmettert ein schwerer Gegenstand mit aller Wucht gegen seinen Kopf. Erschreckt flattern einige Vögel im nahen Gebüsch kreischend umher....

Im Bruchteil einer Sekunde vermeint der Betroffene das zersplitternde Krachen der Schädelknochen zu hören, kreisende Sonnen tanzen vor seinem Auge. Eine siedende Blutwelle scheint sich in sein Gehirn zu ergießen. Die fürchterlichsten Schmerzen fühlt er noch und dann — schwindet ihm das Bewußtsein. — — Finsternis umgibt ihn... Die Gestalt tastet an ihrem Opfer herum, löst dann vorsichtig die Geldkase und verschwindet spurlos im Walde....

Das reiterlose Pferd war in großen erschreckten Sähen davon gerannt.

Maria hatte in der verhängnisvollen Nacht vergebens ihren Vater erwartet. Lange nach Mitternacht erst suchte sie ihr Lager auf, um einen oft unterbrochenen, unruhigen Schlummer zu finden. Wie eine Ahnung war es ihr, daß dem Vater etwas geschehen sein müsse. Zwar versuchte sie sich einzureden, daß er sich verspätet habe und deshalb in Strassburg übernachten würde, wie es wohl schon öfters vorgekommen war. Doch gerade heute wollte ihr dieser Trost nicht viel helfen. War ihr Vater auch manchmal hart gegen sie, so hing sie doch mit kindlicher

Liebe an ihm. Sie dachte auch nicht im entferntesten daran, daß sie durch seinen Tod frei wäre, daß dann ihrer Verbindung mit Kunrad nichts mehr im Wege stünde. Die Unruhe trieb sie bald wieder von ihrem Lager auf. Der neue Tag weckte neue Hoffnung in ihr. Gestärkt ging sie an ihre Tagespflichten. —

Im Walde erwachte der Morgen. Tausend Vogelstimmen bearrühten sein Erscheinen. Rotglühende Wölkchen standen am klaren Himmel.

Fröhlich singend zog das Landvolf hinaus auf die Felder.

Doch lag da nicht ein Mensch auf dem Wege? — Näher kommend sah man einen Mann im Blute liegen. Der Schultheiß — tot — erschlagen — unweit davon ein schwerer Schmiedehammer, mit dem die Tat geschehen sein mußte....

Nachdem die erste Fassungslosigkeit vorüber war, dachte man daran, den Schultheißen in seine Wohnung zu schaffen. Man stellte aus Baumstämmen eine Tragbahre her und lud den Toten darauf. Langsam schwankte der traurige Zug dem Orte zu.

Maria vernahm die tappenden Schritte der Männer und eilte herbei. Gerechter Gott! Ihr Vater tot! Furchtbare Geschehen! Nein, das konnte nicht wahr sein! Wie in einem schweren Traume sah sie den Erschlagenen, hörte sie die Stimmen der Menge, die die Bahre begleitete. Bewußtlos brach sie zusammen....

Auch bis in das Giesebrecht'sche Haus eilte die Schreckensbotschaft wie ein Lauffeuer. Welcher Schurke hatte diese entsetzliche Tat vollbracht? War man dem Schultheißen aus begreiflichen Gründen auch nicht besonders hold, so übte doch ein solches Ende des hochmütigen Mannes einen niederschmetternden Eindruck auf alle aus. Man bedauerte Maria von Herzen....

Der Tag war schon weit vorangeschritten, als plötzlich an der Hauspforte stark geklopft wurde.

„Aufgemacht! Im Namen des Rates der Stadt Straßburg!“

Kunrad ging selbst, um zu öffnen. Es war der Büttel.

„Seid ihr der Meister Kunrad Giesebrecht?“

„Ja, was solls?“

„Ihr seid beschuldigt, den Schultheißen erschlagen zu haben. Macht euch bereit, mir zu folgen!“

Kunrad wollten die Kräfte verlassen. — Welches Wetter drohte sich da über ihm zusammen zu ziehen? Er kannte die Gerichtspflege seiner Zeit zur Genüge, um zu wissen, welchem ungewissen Schicksal er entgegen ging. Daumenschrauben und Folter, Rad und spanischer Reiter waren ihm bisher nur von Ansehen bekannt gewesen. Doch bald faßte er sich, tröstete die weinenden Frauen und folgte dem Büttel.

Es war spät am Abend, als sie nach Straßburg gelangten.

Mit strenger Miene empfing ihn der Richter.

„Meister Giesebrecht, kennt ihr diesen Gegenstand?“ Bei diesen Worten deutete er auf einen großen Schmiedehammer, der vor ihm auf dem Tische lag. Kunrad trat herzu. Es war sein Hammer! Deutlich stand darauf sein Name eingekäst. Richtig, jetzt erinnerte er sich auch, daß er den Hammer heute Vormittag vermißt hatte. Er mußte ihn wohl auf dem Rückweg von der Abtei verloren haben. Wie kam der Hammer hierher?

Der Richter kam seiner Frage zuvor, heftete seinen Blick durchdringend auf Kunrad und sagte langsam: „Mit diesem Gegenstand ist der Schultheiß erschlagen worden. Man fand ihn bei der Leiche. Es ist bekannt, daß euch der Schultheiß die Hand seiner Tochter verweigert hat. Gesteht es nur, Giesebrecht, ihr habt den euch im Wege Stehenden ermordet!“

Kunrad fuhr wie in heftigem Unwillen zurück. Leichenblässe bedeckte

sein Gesicht und er war unfähig, ein Wort hervorzubringen. Mit Genugthuung bemerkte der Richter die Veränderung, die mit dem Angeschuldigten vorging. Brauchte man einen weiteren Schuldbeweis?

„Ihr leugnet also nicht“, begann er wieder, „es würde euch auch nicht viel nützen.“

„Doch!“ schrie Kunrad auf, „bei meinem Seelenheil, ich habe die Tat nicht begangen, der Himmel ist mein Zeuge.“

„Verüündigt euch nicht“, sagte der Richter gelassen, „man wird euch die Zunge lösen, wenn ihr euch nicht zu einem Geständnis bequemt.“

Er winkte dem Büttel und Kunrad wurde abgeführt.

Grauen- und leidensvolle Tage folgten. Keine Folter wurde unversucht gelassen, um ihm das Geständnis zu entreißen. Die Nächte in seinem feuchten Kerker waren ihm eine Wohltat, eine Erholung für die am Tage ausgestandenen Leiden.

Zulezt brach er zusammen. Um erlöst zu werden aus seinen wahnfinnigen Schmerzen, sprach er endlich ein verhängnisvolles Wort. Im Fieber des Leidens hatte man ihm ein Geständnis abgepreßt.

Das Hochgericht der Stadt verurteilte ihn zum Tode durch das Schwert. Das Urteil sollte im Weichbilde seines Heimatsortes vollzogen werden.

**

Marias Herz hatte sich tiefster Traurigkeit bemächtigt.

Wohl war sie fest von Kunrads Unschuld überzeugt. Nimmer, das wußte sie bestimmt, hatte ihr Geliebter eine solche Tat begehen können. Wohl war er bisweilen aufbrausend und jähzornig, doch dieser Schurkerei hielt sie ihn nicht für fähig. Hatte sie manchmal in einsamen Stunden gehofft, daß sich seine Schuldlosigkeit herausstellen würde, so war jetzt, als sie das Urteil

erfuhr, ihre Hoffnung gänzlich vernichtet.

Ihre Liebe zu ihm, ihr felsenfester Glaube an seine Redlichkeit war nicht wankend geworden. Sie hatte Kunrad treue Liebe geschworen. Nie würde sie diesen Schwur brechen. Jetzt wollte sie ihrem Gelübde treu bleiben: Sie wurde Nonne. Ihr Vermögen verwandte sie zu wohlthätigen Zwecken. Das Kloster St. Odilien war jetzt ihre Zuflucht, ihre Heimat.

Auch im Giesebrecht'schen Hause war das Leid eingezogen. Der Kummer hatte seit der Gefangennahme Kunrads an dem Mutterherzen mit zerstörender Gewalt genagt. Das Todesurteil untergrub auch dort den letzten Rest leiser, zagender Hoffnung und zugleich das Leben der armen Frau. Es war ihr erspart, den Tag der Hinrichtung ihres Sohnes noch zu erblicken: An der Seite ihres Mannes wurde sie zur Ruhe bestattet.

**

Schwerfällig rumpelt der Arme-sünder-Karren aus Straßburgs Mauern hinaus dem Heimort des Verurteilten entgegen. Kunrads sonst so frisches Gesicht ist bleich. Die ausgestandenen Leiden, die Kerkerhaft haben seine Gesundheit zerstört. Er bittet, ihm den alten Pfarrer, der ihn getauft hat, zu lechter Beichte zu holen. Auf die eindringlichen Ermahnungen des Priesters beteuert Kunrad auf Ehre und Seligkeit, daß er unschuldig sei, daß des Schultheißen Blut nicht an seinen Händen klebe. Er hegt die Überzeugung, daß Gott seine Schuldlosigkeit einstens ans Tageslicht bringen werde. Diese Überzeugung stärkt ihn und verleiht ihm Kraft, der weinenden, verzagenden Schwester Trost zuzusprechen, der man erlaubt hatte, Abschied von ihm zu nehmen.

Der Zug, der den Verurteilten zum Richtplatz bringen soll, ordnet sich und schreitet langsam zum Tore hinaus. Auf beiden Seiten Kriegsknechte mit

Hellebarden, um dem Volksandrang zu wehren. Die Büttel in ihrer bunten Tracht, die Richter im Amtsornate, dann der betende Kunrad im Büßerhemde mit dem Bild des Gekreuzigten in der Hand, ihm zur Seite der alte Pfarrer. Kriegsknechte schließen den Zug.

Kunrad hat kein Auge mehr für all die vertrauten Stätten und Plätze, an denen der Zug vorbeiwandelt.

Eine ungeheure Volksmenge ist am Richtplatz versammelt, die sich flüsternd unterhält. War der junge Mann wirklich der Raubmörder, wo hat er seine Geldbeute — man nannte eine beträchtliche Summe — hingebracht? Sie schien spurlos verschwunden zu sein.

Neben dem Galgen war das Blutgerüst errichtet, woselbst der Scharfrichter und seine Knechte das Opfer erwarten.

Der Zug naht. Kunrad bestieat mit festem Schritte das Schaffot. Der Geistliche folgt ihm. Voll Andacht und Inbrunst, das Kreuzifix fest auf das Herz gedrückt, sinkt der Bedauernswerte auf die Knie nieder. Die Menge verharrt in tiefstem Schweigen.

Mit lauter vernehmlicher Stimme beginnt jetzt Kunrad zu beten:

„Gerechter Gott im Himmel, fest und gläubig habe ich bis zum letzten Augenblick meines Lebens auf deine Hilfe vertraut; du weißt es am besten, daß ich unschuldig sterben muß; vor deinen Augen ist kein Dunkel, du durchschaust auch die geheimsten Taten. O gerechter Gott, laß den Strahl der Wahrheit durch diese Finsternis dringen; erfülle das verstockte Herz des Mörders, für dessen Freveltat ich jetzt büße, mit Angst und wahrer Reue, daß er umkehre auf dem Wege des Verbrechens und der Sünde und sich zu dir wende, solange es noch Zeit ist, damit seine unsterbliche Seele nicht auf ewig verloren sei. In deinen Willen, Gerechter, will ich ohne Murren mich fügen. Deine Wege

sind nicht unsere Wege und deine Gedanken sind nicht unsere Gedanken. Du weißt, was zu unserem Frieden dient und ohne deinen Willen fällt kein Haar von unserem Haupte. In deine Hände befehle ich meinen Geist! Amen!"

Atemlose Stille — — —

Kunrad erhebt sich wieder, umarmt nochmals den Priester und will sich nun der Hand des Scharfrichters überliefern.

Da geschieht ein Wunder. — — —

Eine Hand reißt sich aus dem dichten Volkshaufen empor und eine Stimme ruft: „Haltet ein, haltet ein, um Himmelswillen! Er ist unschuldig! Ich bin der Täter! Ich habe den Schultheißen erschlagen und beraubt!"

Ein verstört aussehender Mann hat in höchster Gewissensnot diese Worte ausgestoßen. Wüßt hängt ihm Haar und Bart um das Haupt. Es ist ein ehemaliger Knecht des Schultheißen, den dieser einstens aus geringfügiger Ursache entließ und der sich nun auf so furchtbare Art an ihm gerächt hatte.

Er wußte, daß der Schultheiß eine größere Geldsumme in der Mordnacht bei sich trug. Während er seinem Opfer auflauerte, fand er den Hammer Kunrads, den dieser auf seinem Heimweg durch den Wald verloren hatte. Er beschloß, den Schultheißen damit zu töten, das Werkzeug alsdann neben der Leiche liegen zu lassen, um so den Verdacht der Täterschaft von sich abzulenken.

Doch sein Gewissen hatte ihm keine Ruhe gelassen. Aus innerem Zwange heraus mußte er sich selbst im Augenblick der höchsten Gefahr für Kunrads Leben als Täter bezichtigen.

Die Volksmenge bricht in laute Freudenrufe ob der wunderbaren Rettung aus. Staunend und ungläubig schaut Kunrad zuerst auf den Vorgang. Dann sinkt er in die Knie, und ein heißes Dankgebet tritt über seine Lippen: Das Leben war ihm wieder geschenkt . . .

Doch nach dem Getriebe der Menschen verlangte ihn nicht mehr. Die Mutter war tot, die Geliebte für ihn unerreichbar: Da wollte auch er der Welt entsagen. Die Schwester würde Bernhard folgen. —

Nach kurzer Zeit hatte er sich die Erlaubnis erwirkt, an demselben Orte, wo er beinahe den Tod durch das Schwert gefunden hatte, eine Kapelle zu erbauen. Der Galgen wurde beseitigt, der Rabenstein abgetragen. Friedlich blickt die Kapelle, die er Sankt Armut nannte, dort ins Land hinein. Neben ihr, in stiller Klause, wohnt der Bruder Kunrad Giesebrecht.

An stillen Abenden, wenn das helle Glöcklein der Kapelle längst verklungen ist, blickt der Klausner lange hinüber nach den Bergen, aus deren Waldesfrieden das Kloster der heiligen Odilia, der frommen Herzogstochter, grüßend herüberschaut.

Eine junge Nonne kniet dort betend in der Klostertirche. . . .



Mahnung

Von Friedrich Hebbel.

Schilt nimmermehr die Stunde hart;
Die fort von dir was Teures reißt;
Sie schreitet durch die Gegenwart
Als ferner Zukunft dunkler Geist;
Sie will dich vorbereiten ernst,
Auf das, was unabwendbar droht,
Damit du heut entbehren lernst,
Was morgen sicher raubt der Tod.

Jagd- und Waidwerk in vergangener Zeit

Eine Plauderei von Paul Martin



„Bärenhaß“ mit Jagdschwert
16. Jahrhundert, Holzschnitt v. Jost Amman

„Mit dem Pfeil, dem Bogen, durch Gebirg und Tal, kommt der Schütz gezogen — früh im Morgenstrahl“ heißt es in Schiller's „Wilhelm Tell“. Doch nicht nur mit dem Bogen, sondern auch mit dem Speer zogen in alter Zeit die Männer Germaniens zur Jagd aus. Sie war ihnen, den gewohnten Jägern, frohe Erholung, doch gleichzeitig war sie Vorschule und Erziehung für den Krieg.

Zur Zeit Julius Cäsars beherbergten die weiten Wälder Deutschlands eine Unmenge von Wild jeder Art. Wenn auch des großen Feldherrn Bericht über das Einhorn in das Reich der Fabel verwiesen werden muß, so fand sich doch außer Raubtieren wie der Bär und der Wolf, der Elch und der Auerochs, die Wildsau, der Hirsch und das Reh, eine Unmenge an Kleinwild vor, dem im Reich der Lüfte Raubvögel und anderes Flugwild zahlenmäßig kaum nachstand.

Dem kriegerischen Geiste der alten Germanen behagte der Ackerbau wenig, sie zogen es vor, vielen Gefahren

zum Trotz, dem Raubtier und Raubwild nachzustellen. Bären waren damals in großer Zahl vorhanden und auch im Elsaß galt es als ein besonderer Beweis von Kraft und Wagemut, den Bären mit dem Jagdspeer zu erlegen. Der Mann trat ihm damals allein, nur mit einem schweren Speieß bewaffnet, entgegen und wußte in geschickter Ausnutzung der besonders verwundbaren Stellen seinen oft riesenhaften Gegner niederzustrecken. Zum Zeichen des Sieges tranken die alten Germanen das Blut des frisch erlegten Bären. Im Elsaß behauptete sich der Bär bis in das 18. Jahrhundert hinein.

Die gleichen Anforderungen an den Jäger stellte die bis zum 14. Jahrhundert häufig gepflegte Jagd auf den Auerochsen. Die Erlegung eines Auerochsen galt vielleicht als die rühmlichste Tat. Das mächtige Tier entwickelte außer seiner Stärke und Wildheit eine große Schnelligkeit und stellte an den Jägersmann die höchsten Anforderungen an Kraft und Kaltblütigkeit. Allerdings lohnte sich das Erlegen des Auerochsen durch das damals sehr geschätzte Fleisch, während die Haut sich besonders zu allerhand Gegegenständen verarbeiten ließ. Kleidungsstücke, Gürtel und Kampfschilde wurden daraus angefertigt; auch die mächtigen Hörner dienten, in oft kostbarer Fassung, als sehr beliebte Trinkgefäße. In unseren Landstrichen war der Auerochs noch im 10. Jahrhundert bekannt.

Neben diesen gefährlichsten Jagdarten war die „Birsch“ oder „Pirsche“ eine sehr beliebte Jagdmethode, die in früherer Zeit mit dem Bogen, der Armbrust, später mit der Büchse, auf Hochwild allgemein ausgeübt wurde. Sie stellt an den Jägersmann große Anforderungen an Gewandtheit und

Geduld. Des Morgens in aller Frühe, während oft wogende Nebelschwaden über den Waldwiesen liegt, sucht das Wild nach Nahrung oder begibt sich an die Suhlen. Dies ist der Augenblick, den der gewandte Schütze unter Vermeidung jeglichen Geräuschs benützen mußte, um sich gedeckt anzuschleichen und dann mit treffsicherem Schuß das Wild zu erlegen. An diese Jagdweise schließt sich die berühmte St. Hubertuslegende an. Hubertus war Bischof von Lüttich zu Anfang des 8. Jahrhunderts, führte einen sehr weltlichen Lebenswandel und huldigte leidenschaftlich dem Waidwerk. Eines Morgens — es war an einem Feiertage — lag Hubertus auf Birsch und schickte sich an einen prächtigen, stolzen Hirschen niederzustrecken, als plötzlich zwischen dem Geweih des Tieres ein golden strahlendes Kreuz erschien. Vom Glanze geblendet, ließ der Jäger die gespannte Armbrust aus der entwaffneten Hand sinken. Durch diese Vision zur Buße geführt, ging Hubertus in sich und begab sich nach Rom, wo er später zum Bischof von Lüttich geweiht wurde. Noch heute wird der Hubertustag (3. November) von den Jägern gefeiert, auch große Jagden abgehalten, die sich als „Hubertusjagden“ durch besondere Zeremonien und Gebräuche auszeichnen. Eine ähnliche Legende erzählt vom Heiligen Eustachius, der bis zum 17. Jahrhundert ebenfalls als Schutzheiliger der Jäger galt.

Während ursprünglich in den ältesten Zeiten die Jagd dem Selbsterhaltungstrieb entsprang oder aus dem Bedürfnis nach Nahrung und Kleidung betrieben wurde, ist sie im Laufe der Zeit zu einem allgemein beliebten, männlichen Vergnügen geworden, das überall in hohem Ansehen steht und dessen Ausübung gewissen Regeln unterworfen ist. Während seinerzeit die Jagd ungehindert durch jeden freien Mann ausgeübt werden konnte, entwickelte sich im frühen Mittelalter

bereits das Jagdrecht, d. h. gewisse Einschränkungen oder Gesetze, denen die Ausübung des Waidwerks unterworfen war. Die ältesten Bestimmungen dieser Art gehen auf Karl den Großen zurück.

Neben den beschriebenen Jagdmethoden spielte auch die Fangjagd eine große Rolle. Das Wild wurde durch Fallgruben gestellt, die trügerischerweise mit Laub oder Zweigen bedeckt waren. Auch die Netzjagd wurde eifrig betrieben. Sie war meist mit einem großen Treiben verbunden, so daß die in einen bestimmten Waldbezirk zusammengetriebenen Tiere sich in Netzen und Fallen derart versingen, daß ihnen dann die herbeieilenden Jäger ungestört den Fang geben konnten.



„Falkenbeize“

Holzchnitt v. Jost Amman um 1582.

Im Mittelalter erfreute sich — besonders am Hofe der großen Stauferkaiser — die Falkenjagd, auch Beizjagd genannt, besonderer Beliebtheit. An ihr nahmen die Damen der Hofgesellschaft teil, was den höfischen Falkenjagden besondern Glanz und Reiz verlieh. Bereits unter Karl dem Großen wurde diese Jagdart eifrig gepflegt und einer Gesetzregelung unterworfen. Sie erreichte am französischen Königshof unter Franz I. ihre höchste Glanzperiode. Ein fester, lederner Handschuh

deckte die Faust des Jägers, auf der der Falke ruhte. Sein Kopf befand sich unter einer Kappe, die erst im Augenblicke des Abfluges entfernt wurde. Nach erfolgreichem Flug kehrte das wohlhabgerichtete Tier wieder zu seinem Herrn zurück.

Bereits im frühen Mittelalter erwies sich außer dem Pferde der Hund als getreuer Begleiter und Gefährte des Jägermannes. Zu „Meuten“ vereint dienten die abgerichteten Hunde nicht nur dem Herbeischaffen der Jagdbeute, sondern halfen auch das Wild zur Strecke bringen. Besonders die überaus wehrhafte Wildsau wurde von der Meute aufgespürt und gestellt. Dann ging man ihr, während sie sich der klaffenden Meute erwehren mußte, mit dem Speer, der sogenannten „Saufeder“ zu Leibe.

Die Hunde trugen zum Schutze und zur Abwehr von Bissen dicke Leder- oder auch Stachelhalsbänder, ja man bediente sich sogar sogenannter „Hundepanzer“, die den ganzen Leib des Hundes umgaben und ihn gegen Biß oder Stoß schützten. Oft griff das verletzte Wild den Jäger mit verdoppelter Wut an und es gehörte große Kraft und Übung dazu, bei der Beweglichkeit des zum Äußersten gereizten Tieres, den entsprechenden Stoß auf das Blatt anzubringen. Der Knebelspieß oder die Saufeder besaß am unteren Ende des Stichblattes einen beweglichen Knebel oder eine Parierstange, die ein zu tiefes Eindringen des Speeres, das den stoßenden Jäger auch zu Fall bringen konnte, verhindern sollte.

Zur Jagdausrüstung gehörte das Jagdschwert, das oft den Speer ersetzen mußte oder auch dazu diente, dem erlegten Wild den Todesstoß zu versetzen. Für die „Sauhaj“ wurden um 1500 besondere Schwerter geführt, deren verstärkte Klinge in eine blattförmige Eisenspitze auslief. Später wurde das Jagdschwert durch den Hirschfänger verdrängt.

Die sogenannte Hez- oder Parforcejagd war an allen Höfen Europas verbreitet. Die Hezjagd stammt aus dem Orient und ist seit Karl dem Großen in Deutschland bekannt.



„Sauhaj“

Holzchnitt v. Jost Amman um 1582.

Die Parforcejagd erhielt sich lange und bestand noch vor 1914 am kaiserlichen Hofe in Wien, sowie am preussischen Hofe. Hier wurde besonders auf Wildschweine gejagt. In England zog man ihr die Fuchsjagd vor. Die Hezjagd darf wohl als die beliebteste Jagdart des deutschen Mittelalters bezeichnet werden. Der Meute fiel beim Aufspüren und Jagen des Wildes — meist Hirsche oder Füchse — eine wichtige Rolle zu. Den laut jagenden Hunden folgen die Jäger unermüdet zu Pferde, bis das „Halali“ den niedergebrochenen Hirsch ankündet.

Kaiser Maximilian, der „letzte Ritter“ (1493—1519), brachte dem Jagd- und Waidwerk nicht nur weitgehendstes Interesse entgegen, er war auch selbst ein leidenschaftlicher Jäger. Er huldigte seit Jugend der „edlen Waidwerkskunst“ und ließ ihr an seinem Hofe die regste Pflege angedeihen. Mit größter Unerfrodenheit setzte er sich oft allen möglichen Gefahren aus, bestieg kühn die steilsten Felswände, ohne des herabfallenden Steinschlags zu achten, um mit Leidenschaft einer Gemse



nachzueilen und sie zu erlegen. So kam es, daß sich Kaiser „Max“ am Ostermontag 1490 an der „Martinswand“ bei Innsbruck derart verstieg, daß er weder vor noch zurück konnte. Nur ein anderer tollkühner Gamsjäger konnte ihn erretten. Die Sage im Volksmund schrieb diese wunderbare Errettung einem Engel zu.

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts entstand auch der Brauch, die Jäger und Jagddiener im Sommer grün, im Winter grau — wahrscheinlich in Anpassung an die Winterfarben — zu kleiden. Eine Jagduniform entstand erst an den verschiedenen Höfen zu Beginn des 18. Jahrhunderts. Für die Hezjagd kam mehr und mehr rote Gewandung in Benützung.

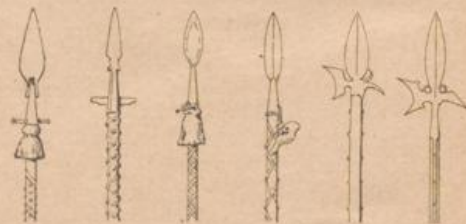
Natürlich bedienten sich die Jäger seit Ausgang des Mittelalters einer besonderen „Waidmannssprache“, die für alle Vorgänge und Wildarten bestimmte, waidmännisch richtige Ausdrücke prägte. Erwähnt sei auch das heute noch wohlbekannte „Jägerlatein“, das sich in Erfindung oft phantastischer Jagdgeschichten nicht genug tun kann.

Kein Wunder, daß auch der Aberglaube in Jagd und Waidwerk reichen Stoff fand. Bis tief in das 18. Jahrhundert hinein wurden sogenannte „Freitugeln“ gegossen, die auf geheimnisvolle und nach bestimmten Zauberformeln hergestellt, eine unbedingte Treffsicherheit besitzen sollten. Auch der „wilde Jäger“ hauste in unseren Gegenden und mancher wollte ihn nachts in tosendem Sturmgebraus, begleitet von einer gespenstigen heulenden Meute, durch die Wolken haben stürmen sehen. Berichtet nicht auch die Nibelungen Sage von der Unverwundbarkeit Siegfrieds, nachdem er sich mit dem Blute des erlegten Lindwurmes die Haut eingerieben hatte.

Die Ausübung der Jagd, die den Beteiligten meist zu Vergnügen und Zeitvertreib gereichte, war jedoch in früheren Zeiten mit nicht geringen Mißständen verbunden. Ackermann und

Bauer hatten im Mittelalter und bis in die neuere Zeit hinein oft genug Ursache, die Jagdpartien von Herren, weltlichen und geistlichen Fürsten zu fürchten und zu verwünschen. Die Landbevölkerung hatte alle Mühe, im Schweiß ihres Angesichts die Felder zu bestellen, deren Ertrag oft durch eine rücksichtslos durchgeführte Hezjagd vernichtet wurde.

Auch im Elsaß machte sich steigende Erbitterung der Bauern und Unfreien während des Bauernaufstandes 1525 gegen Jagdfronen und Jagddienste Luft. In den damals geforderten „Zwölf Artikeln“ verlangten die Bauern die gleichen Anrechte auf Wasser, Wald, Jagd und Fischerei, die ein ausschließliches Vorrecht der Besitzenden geworden waren; doch die blutige Niederwerfung des „Bundschuhs“ brachte ihnen keinerlei Erleichterung. Treiberdienste und Jagdfronen zwangen ohne Rücksicht auf Jahreszeit oder Ermüdung den gemeinen Untertanen zum Jagddienst, sodaß die Erbitterung unter der bedrückten Landbevölkerung ihren Höhepunkt erreichte. Erst das ausgehende 18. Jahrhundert bereitete diesen Mißständen ein verdientes Ende.



Jagdspieße sog. „Sausfedern“
16. u. 17. Jahrhundert.

Die Schutzwaffe hatte bereits seit Ende des 16. Jahrhunderts die Armbrust ersetzt, und der Jagdspieß sank zur dekorativen Trabantenwaffe in den Händen fürstlicher Diener herab. Dafür kam dem „Hirschfänger“ als Blankwaffe stets wachsende Bedeutung zu. Die besonders kunstgewerblich wert-